

Steffen Martus

Wandernde Praktiken „after theory“?

Praxeologische Perspektiven auf „Literatur/ Wissenschaft“

Abstract: The article discusses common diagnoses of crises within the field of German studies and suggests an alternative self-description from a praxeological perspective. This approach emphasizes, among other things, the multi-systemic character of German studies, the usually heterogeneous structure of academic disciplines and the astonishing stability of certain routines in literary criticism. Regarding the status of theory, the paper argues to put aside the distinction between theory and practice and its significance, for example, in research processes, in favor of a practical notion of theorizing that also allows to problematize the issue of practice transfer anew.

DOI 10.1515/iasl-2015-0010

1 Zu wenig Theorie und zu wenig Praxis?

Literaturwissenschaftliche Aktivitäten stehen zumal im Fall von Nationalphilologien im Spannungsfeld verschiedener sozialer Systeme.¹ Literatur wird in unserer Kultur privilegiert an bestimmten Stellen wichtig genommen: an den Universitäten und Akademien, an pädagogischen Institutionen und in den diversen Aktionsfeldern des Literaturbetriebs (im weitesten Sinn der Produktion, Vermittlung und Rezeption von Literatur). Zumal im Blick auf die „Literatur/Wissenschaft“, der sich die gleichnamige Bielefelder Tagung des Jahres 2014 gewidmet hat, werden dabei Kollaborationen sichtbar, an denen auch die wechselseitige Kritik nichts ändert. Zwar gibt es viele Zeugnisse der Aversion etwa von Seiten der Literatur gegen die Wissenschaft – der verhinderte Literaturwissenschaftler Franz Kafka sah eine klare Bestimmung für die Germanistik vor: „In der Hölle soll sie

1 Ich danke Carlos Spoerhase für die kritische Lektüre.

braten“.² Dies weist aber eigentlich nur darauf hin, dass literarische Produktion seit rund 200 Jahren unter Bedingungen der deutschen Philologie stattfindet,³ so wie sich die Literaturwissenschaft ihrerseits seit mehr als 100 Jahren institutionalisiert den Herausforderungen der Gegenwartsliteratur aussetzt.⁴

Ich werde mich im Folgenden mit einigen Fragen befassen, die das auf das Tagungsexposé zurückgehende Editorial im Blick auf die „Beobachtung der Literaturwissenschaft von Seiten der Literatur sowie der angrenzenden wissenschaftlichen Disziplinen und gesellschaftlichen Institutionen“⁵ aufwirft, sowie mit einigen prinzipiellen Aspekten der Konzeption von literaturwissenschaftlicher Funktion und Leistung.⁶ Ich gehe dabei von der Vermutung aus, dass viele der diagnostizierten Probleme aus einer Besonderheit der Germanistik resultieren: Sie stellt sich in bemerkenswert offener Weise den heterogenen Erwartungen,

2 So im Brief an Oskar Pollak vom August 1902 (Franz Kafka: Briefe 1902–1924. Frankfurt/M.: Fischer 1975, S. 12).

3 Einige der Konsequenzen entfalte ich in: Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George. Berlin / New York: De Gruyter 2007.

4 Vgl. zum Forschungsüberblick und als Aufriss von Fragen Steffen Martus: „In der Hölle soll sie braten“. Zur Literatur der Literaturwissenschaft mit einem Seitenblick auf Matthias Polityckis *Weiberroman* und die Computerphilologie. In: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 17 (2007), S. 8–27. Dies ist die Einleitung zu einem entsprechenden Schwerpunkt zum Thema „Literatur der Literaturwissenschaft“ im selben Heft der *Zeitschrift für Germanistik*. Als Fallbeispiel für die wechselseitige Unterstützung von Autoren und Germanisten vgl. S.M.: Die Geistesgeschichte der Gegenwartsliteratur. Wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Thomas Mann zwischen 1900 und 1933. In: Michael Ansel / Hans-Edwin Friedrich / Gerhard Lauer (Hg.): Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann. Berlin / New York: De Gruyter 2009, S. 47–84. Seitdem sind größere Studien zu diesem Forschungsfeld entstanden: Jan Behrs: Der Dichter und sein Denker. Wechselwirkungen zwischen Literatur und Literaturwissenschaft in Realismus und Expressionismus. Stuttgart: S. Hirzel 2013; Alexander Nebrig: Disziplinäre Dichtung. Philologische Bildung und Deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Berlin / Boston: De Gruyter 2013; Christoph König: Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi. Berlin / Boston: De Gruyter 2014; Mark-Georg Dehrmann: Studierte Dichter. Zum Spannungsverhältnis von Dichtung und philologisch-historischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert. Berlin / Boston: De Gruyter 2015. Vgl. zuletzt die Überlegungen von Carlos Spoerhase: Literaturwissenschaft und Gegenwartsliteratur. In: *Merkur* 68/1 (2014), S. 15–24.

5 Walter Erhart: Editorial, in diesem Heft, S. 145.

6 Vgl. zu diesen Luhmannschen Kategorien im Blick auf die Literaturwissenschaft Niels Werber: Es gibt keine Literatur – ohne Literaturwissenschaft. In: Anne Bentfeld / Walter Delabar (Hg.): Perspektiven der Germanistik. Neue Ansichten zu einem alten Problem. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 176–194.

die sich im Viereck von Wissenschaft, Erziehung,⁷ Kunst und Massenmedien (Literaturkritik, Verlagswesen u. a.) mit Literatur verbinden; sie erkennt, dass sie diese Anforderungen nicht gleichermaßen erfüllen kann; und sie zieht daraus den Schluss, dass sie sich in einer permanenten Krise befinde. Statt mit Stolz auf ihre Funktions- und Leistungsbilanz zu blicken und auf den schlichten Sachverhalt hinzuweisen, dass man nie alles auf einmal erledigen kann und dass angesichts der ungeheuren Länge der *to-do*-Liste erstaunlich viel erledigt wird, tendiert die Germanistik dazu, unter der Last unerfüllter Wünsche in die Knie zu gehen.⁸

In der Etablierungsphase des 19. Jahrhunderts zeigte sich die deutsche Philologie oftmals stolz darauf, Aufgaben noch nicht erfüllt, nur vorläufige Lösungen gefunden und allenfalls erste Wege gebahnt zu haben. Das Fach wies damit auf die Komplexität des Gegenstands hin und demonstrierte ein hohes Bewusstsein dafür, wie anspruchsvoll es ist, sich mit Literatur angemessen zu befassen, wie viele Hinsichten dabei zu beachten sind, wie fehlersensibel man daher agieren sollte. Moriz Haupts Vorwort zum ersten Band der *Zeitschrift für deutsches Altertum* (1841) ist dafür nur ein Beispiel:

man kann sagen, der tägliche zuwachs neues stoffes gibt der wißenschaft etwas unfestes und läßt sie immer als ein werdendes oder erst angefangenes erscheinen. ich halte dies für einen vortheil in dem sie sich gegen die classische philologie befindet. [...] die deutsche philologie ist zur bescheidenheit gezwungen, weil sie gewohnt ist dass neue entdeckungen umstoßen oder verändern was fest und sicher ermittelt schien, und zur kühnheit berechtigt, weil sie die hoffnung in sich wahrscheinliche vermutungen bald bestätigt zu sehen niemals aufzugeben braucht.⁹

Diese Neigung zu Demut und Bescheidenheit, die als Tugenden riskanten Engagements ‚kühne‘ Forschung temperieren, haben heute keinen leichten Stand. Man sieht dies am besten im Vergleich der feuilletonistischen Wahrnehmung von Literatur- und Geschichtswissenschaft. Die Geschichtswissenschaft ist nicht weniger heterogen als die Literaturwissenschaft, aber letzterer wirft man Beliebigkeit vor; die Geschichtswissenschaft folgt den Methodentrends nicht weniger als die Literaturwissenschaft, aber letztere muss mit dem Verdikt des Modischen

7 Vgl. dazu Walter Erhart: „Return to the Trivium“. Deutschlehrerausbildung nach Bologna. In: Ingwer Paul / Fritz Tangermann / Winfried Thielmann (Hg.): Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 30–41.

8 Zahlreiche Beispiele dafür bieten die Beiträge zur Tagung „Perspektiven der Germanistik“: <http://www.perspektiven-der-germanistik.de/index.html> (Download vom 27.10.2014).

9 Zit. nach: Johannes Janota (Hg.): Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870 (= Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III). Tübingen: Niemeyer 1980, S. 213.

zurechtkommen; die Geschichtswissenschaft verfügt bei aller Heterogenität nicht anders als die Literaturwissenschaft über einen stabilen Kern von Grundüberzeugungen und zentralen Gegenständen, aber bei letzterer geben sich Außenstehende wenig Mühe, dies zu bemerken.¹⁰

Die Germanistik lädt gleichsam dazu ein, ihre komplexen Orientierungen als Krise zu beobachten, weil sie selbst gern in Krisendiskursen schwelgt. Vieles, was die Germanistik an Kritik und Krise infolge übersteigerter Leistungserwartungen zu verarbeiten hat, kondensiert dabei im Vorwurf der Praxisferne. Diese Diagnose ist deswegen so folgenreich, weil sie eine Asymmetrie installiert und damit das Urteil präjudiziert. Die Praxis, die man an der Literaturwissenschaft leichtfertig vermissen darf, ist nämlich immer irgendwo außerhalb – in den Medien, den Verlagen, den Schulen, den nicht-professionellen Lesekulturen usw. Andererseits floriert der eigentümlich gegenläufige, wissenschaftsinterne Vorwurf mangelhafter theoretischer Orientierung. Er läuft darauf hinaus, dass die Germanistik zu wenig theoriegeleitet arbeite und daher viele methodische Unzulänglichkeiten aufweise. Obwohl gerade in den letzten Jahrzehnten anlässlich der wahlweise befürchteten oder geforderten ‚Verkulturwissenschaftlichung‘ der Disziplin ausufernd über die Ausrichtung der Literaturwissenschaft debattiert wurde, scheint „eine grundlegende Diskussion über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen des Faches [...] kaum noch möglich“.¹¹ Einmal also vermisst man die Praxis, das andere Mal die Theorie.

Ich möchte demgegenüber – mit Carlos Spoerhase und Michael Kämper-van den Boogaart – für eine alternative Beschreibung der Literaturwissenschaft plädieren: für eine Praxeologie der Literaturwissenschaft.¹² Damit verbindet sich kein

10 Vgl. in dieser Hinsicht zuletzt Jürgen Kaubes Bericht über den Historikertag 2014 mit seltsam eruptiver Polemik gegen die Germanistik: Die These vom Sonderweg war ja selbst einer. „Gewinnen und Verlieren“: Beim 50. Deutschen Historikertag wurden alle Assoziationen ausgereizt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 226 vom 29. September 2014. Allerdings wird das Meinungsklima für die Geschichtswissenschaft jetzt ein wenig rauher und die topischen Vorwürfe kommen nun auch dort an. Vgl. Karsten Ruppert: Um eine kritische Geschichte bittend. Man beobachtet Spezialisierung, verbunden mit Überproduktion, dazu mangelnde Kommunikation der Fachvertreter: Die deutsche Historiographie muss Wege aus dem Konformismus finden. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 269 vom 19. November 2014.

11 Erhart: Editorial (Anm. 5), S. 151.

12 Vgl. insbes. Steffen Martus / Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft. In: *Geschichte der Germanistik* 35/36 (2009), S. 89–96; Michael Kämper-van den Boogaart / Steffen Martus / Carlos Spoerhase: Entproblematisieren: Überlegungen zur Vermittelbarkeit von Forschungswissen, zur Vermittlung von „falschem“ Wissen und zur Funktion literaturwissenschaftlicher Terminologie. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 21/1 (2011), S. 8–24; Steffen Martus / Carlos Spoerhase (Hg.): *Historische Praxeologie: Quellen zur Geschichte philologischer Praxisformen, 1800–2000*. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 23/2 (2013), S. 221–404; Steffen Martus / Carlos

besonders hoher Innovationsanspruch, sondern eher der Wunsch nach einer Perspektivenverschiebung, die unseres Erachtens produktivere Selbstevaluierung erlaubt. Und damit verbindet sich keinesfalls die Behauptung, man könne ähnliche Hinsichten nicht auch mit einem alternativen Vokabular oder in alternativen Theoriehorizonten erzielen. Die These lautet lediglich, dass das „knowing how“ der Germanistik im Vergleich zum „knowing that“ häufig vernachlässigt wird und dass es sich lohnt, einen konzentrierten Blick darauf zu werfen, weil die Normalität der Germanistik nicht sehr weit entfernt sein könnte von der Normalität von Wissenschaft überhaupt. Damit verbindet sich auch die Forderung nach einer stärker empirischen Grundlegung von Urteilen über die Germanistik.

Für die beiden genannten Leitvorwürfe an die Literaturwissenschaft bedeutet dies: Zum einen darf die Praxis der Literaturwissenschaft nicht (nur) außerhalb ihrer selbst gesucht, sondern die literaturwissenschaftliche Praxis selbst sollte beachtet werden. Zum zweiten ist es fruchtbar, Vermittlungsprobleme, die bislang vornehmlich als Spannung von Theorie und Praxis konzipiert wurden, als Praxis-Praxis-Konflikte zu reformulieren, etwa im Fall der Divergenz von Verfahren des Theoretisierens und anderen literaturwissenschaftlichen Aktivitäten. Hier stellt sich dann die Frage nach der Möglichkeit des Praxistransfers, nach Funktionen und Leistungen und nach so etwas wie „wandernden Praktiken“, und zwar innerhalb und außerhalb der Disziplin.

Spoerhase: Eine praxeologische Perspektive auf Einführungen. In: Claudius Sittig / Jan Standke (Hg.): Germanistische Lehrbuchkultur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 25–39; Carlos Spoerhase: Das ‚Laboratorium‘ der Philologie? Das philologische Seminar als Raum der Vermittlung von Praxiswissen. In: Andrea Albrecht / Lutz Danneberg / Olav Krämer / Carlos Spoerhase (Hg.): Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens (= *linguae & litterae*. Bd. 49). Berlin / Boston: De Gruyter (im Druck); Steffen Martus: Epistemische Dinge der Literaturwissenschaft? In: ebd. Als Initialisierung einer literaturwissenschaftlichen Praxeologie vgl. Peter J. Brenner (Hg.): Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993; danach vor allem: Markus Arnold / Roland Fischer (Hg.): Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich. Wien: Turia + Kant 2004; Marie Antoinette Glaser: Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur. Zu den Praktiken, Mechanismen und Prinzipien einer Disziplin. Hamburg: Kovač 2005. Zum Roman als Quelle praxeologischer Perspektiven vgl. auch Walter Erhart: Was wollen Philologen wissen? Über Praktiken und Passionen der Literaturwissenschaft. In: Nicola Gess / Sandra Janßen (Hg.): Wissens-Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur. Berlin / Boston: De Gruyter 2014, S. 145–179, insbes. S. 151 ff.

2 Aspekte der literaturwissenschaftlichen Praxeologie

Aus praxeologischer Perspektive lohnt es sich, den Alltag, die Routinen und Gewohnheiten der Literaturwissenschaft zu beobachten, weil vieles von dem, was gut eingespielt funktioniert, von den gängigen Theorie-Programmen eher vorausgesetzt als erfasst wird oder diesen sogar widerspricht. Im Anschluss u. a. an Fragestellungen der *science studies*, die sich jedoch vornehmlich mit den Naturwissenschaften und dort wiederum insbesondere mit Laborwissenschaften befasst haben, gehen praxeologische Ansätze davon aus, dass „ein Wissenschaftler zu werden“ auch bedeutet, eine „wissenschaftliche Person“ oder „Persönlichkeit“ zu werden. Kompetent Germanistik zu betreiben, bedeutet mithin, die Welt wie ein Literaturwissenschaftler zu betrachten. Es fällt nicht leicht, zu sagen, was dies eigentlich meint. Aber erfahrungsgemäß ist es entscheidend, dass man ‚dazugehört‘ und ein Dazugehörigkeitsgefühl für die eigene Wissenschaft „als Lebensform“ entwickelt.¹³

Die personale Komponente dürfte auch wegen der Beobachtung von Bedeutung sein, dass die Literaturwissenschaft an verschiedenen Wissensordnungen der modernen Wissensgesellschaft Anteil nimmt, mithin ein ‚multisystemisches‘ Unternehmen ist bzw. einen ‚multisystemischen Charakter‘ aufweist. Als Beleg für diese multiple Leistungsorientierung kann die überraschend große Vielfalt von Textsorten dienen, die Literaturwissenschaftler im Gegensatz etwa zur (primär funktionsorientierten) *paper*-Kultur der sogenannten ‚empirischen‘ Wissenschaften produzieren.¹⁴ Auch dies liegt nicht zuletzt an der triangulären Verortung literaturwissenschaftlichen Arbeitens im Spannungsfeld von Wissenschaft, Erziehung und Kunst und der entsprechenden Korrelationen zum Betrieb der Massenmedien. Es gibt zwar textuelle Hinweise auf die Literaturwissenschaftlichkeit von Schriften (z. B. Anmerkungen, besondere Referenzen u. a.), aber dies dürfte gelegentlich nicht genügen, um die Beziehung eines Textes zur Literaturwissenschaft zu klären, zumal wenn sie in den Feldern der Erziehung oder des Literaturbetriebs in Erscheinung treten. Man muss dazu auf die Person des Autors und deren privilegierten institutionellen Standort zurückgreifen.

Auch wenn das „Lebensform“-Konzept, wie es von Rahel Jaeggi in jüngster Zeit zur Diskussion gestellt wurde, in vielen Hinsichten als eine Rekonzeptionali-

¹³ Rahel Jaeggi: Kritik von Lebensformen. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 67, auch 91, 100, 105, 107 f.; vgl. dazu auch Tomas Gerholm: On Tacit Knowledge in Academia. In: *European Journal of Education* 25/3 (1990), S. 263–271.

¹⁴ So Rudolf Stichweh in seinem mündlichen Beitrag zur „Literatur/Wissenschaft“-Tagung.

sierung bereits bekannter sozialer Einheiten (bürgerliche Familie u. a.) gedacht wird, stellt es aufgrund der Informalität von Lebensformen eigentlich die Möglichkeit zur Verfügung, literaturwissenschaftliche Gruppen zu identifizieren, die nicht einfach von den Grenzen der Disziplin und vielleicht sogar nicht einfach von den Grenzen der Wissenschaft definiert werden. Man könnte sich Überlappungen vorstellen, die dann eine Qualifikation wie z. B. „Feuilleton-Germanist“ verständlich machen oder die weitere Subkategorien durch interdisziplinäre Affinitäten bilden: Es gab und gibt Zonen der Germanistik, die etwa besonders enge Beziehungen zur Geschichtswissenschaft oder zur Soziologie oder zur Sprachwissenschaft usw. unterhalten; die bestimmte institutionelle Querbeziehungen (etwa zwischen universitären Instituten und Archiven oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen oder wissenschaftspolitischen Institutionen usw.) intensiver oder weniger intensiv zur Geltung bringen. Wie sieht die Wissenschaftsgeschichte entlang solcher grenzüberschreitenden „Lebensformen“ aus?

Neben der personalen Komponente von Wissenschaft spielen räumliche, körperliche und medial-materielle Aspekte für eine Praxeologie der Literaturwissenschaft eine große Rolle.¹⁵ Insofern ist es treffend, dass auf dem Plakat zur Bielefelder „Literatur/Wissenschaft“-Tagung ein Bett abgebildet war, und dies nicht, weil die Germanistik besonders verschlafen wäre, sondern weil damit auf die spezifische Einbettung von Arbeits- in Lebenszusammenhänge und die eigentümliche Verkoppelung von privaten und professionellen Räumen hingewiesen wird. Allerdings fehlen auch hier – wie zu den meisten praxeologisch relevanten Bereichen der Literaturwissenschaft – Daten, die uns über die Beschaffenheit von typischen germanistischen Arbeitsplätzen Auskunft erteilen und die Effekte literaturwissenschaftlicher Bettlägrigkeit oder der Nähe von Schreibtisch und Bett erfassen.

Folgt man Rahel Jaeggi, kann man literaturwissenschaftlichen Lebensformen eine Reihe von Eigenschaften zusprechen, die ein komplexes Untersuchungsgebiet definieren, denn Lebensformen sind – in alphabetischer Reihenfolge –: alltäglich, beständig, dauerhaft, geordnet, gewöhnlich, informell, (teil-)institutionalisiert, kollektiv, materialisiert, normativ, pluralistisch, praktisch, reproduktiv, sachhaltig, selbstständig, selbstverständlich, träge, unkodifiziert u. v. a. m.¹⁶ Sie definieren wissenschaftliche Haltungen und ein bestimmtes Ethos sowie tief sitzende Überzeugungen, wie die Welt richtig aufgefasst werden sollte, also nicht

¹⁵ Vgl. dazu prinzipiell die Beiträge zum Thema von Andreas Reckwitz, z. B.: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Herbert Kalthoff u. a. (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, S. 188–209.

¹⁶ Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 20–22, 69, 89, 123 ff. 22, 71, 73.

nur, wie man in einer auf gewisse Weise schon aufgefassten Welt dann richtig handelt.¹⁷

Solche „epistemischen Überzeugungen“ sind – im Sinn von Rainer Bromme und Dorothe Kienhues – „grundlegende Auffassungen über die Entstehung und Begründung wissenschaftlichen Wissens“; sie „entwickeln sich im Laufe des Lebens“; sie spielen „eine wichtige Rolle im Lehr-Lern-Kontext“ und orientieren uns auch im „außerschulischen und außeruniversitären Alltag“.¹⁸ Oder wiederum mit Jaeggi formuliert: „Eine Lebensform zu teilen bedeutet nicht nur, Praktiken gemeinsam auszuüben, sondern die Interpretationen dieser Praktiken, vor allem aber die Interpretationsschemata für diese Praktiken zu teilen“, d. h. eine Ahnung davon zu haben, wann etwas als so gelungen bezeichnet werden kann, dass es Zeugnis von einer geteilten Praxis ablegt.¹⁹

Um an literaturwissenschaftlicher Praxis Anteil zu nehmen, muss man also verstehen, was mit bestimmten Praktiken gemeint, mitgemeint und gewollt wird; man muss das intentionale Angebot verstehen – oder: man muss anderen Personen zumindest die Chance geben, das eigene Verhalten so zu deuten, als folge es bestimmten kollektiven Intentionen.²⁰ Ab einem gewissen Grad der Vertrautheit mit solchen Formen gemeinsamer Problematisierung stellt sich dann auch die Fähigkeit ein, anschlussfähige Zugänge zu unterschiedlichen ‚Gegenständen‘ zu finden, die zuvor noch nicht gemeinsam behandelt wurden; und es stellt sich die Fähigkeit ein, ein gruppenspezifisches bzw. anschlussfähiges Interesse bzw. Gespür für alternative Zugänge zu bereits traktierten ‚Gegenständen‘ zu entwickeln. Auch weil es für die Erkenntnis von solchen stets situativ bestimmten „kommunikativen Angeboten“ und „Absichten“ keine festen Regeln gibt, kann man den Erwerb entsprechender Fertigkeiten als Integration in eine „Lebensform“ beschreiben.²¹

Die literaturwissenschaftliche Praxis definiert mithin Formen des mehr oder weniger intensiven Dabeiseins und Dazugehörens – und diese Anteilnahme geht weit über den Aspekt des Über-Wissen-Verfügens hinaus; es muss sich um das ‚richtige‘, ‚passende‘ oder ‚fruchtbare‘, bisweilen auch um das ‚interessante‘,

17 Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 27.

18 Rainer Bromme / Dorothe Kienhues: Epistemologische Überzeugungen: Was wir von (natur-)wissenschaftlichem Wissen erwarten können. In: Jörg Zumbach / Heinz Mandl (Hg.): Pädagogische Psychologie in Theorie und Praxis. Ein fallbasiertes Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe 2007, S. 193–203, S. 193.

19 Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 107.

20 Man kann sich also auf der Ebene von Zuschreibungen und Rekonstruktionen bewegen und kommt dann um das alte Problem herum, wie man denn Intentionen treffsicher analysiert.

21 Michael Tomasello: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, S. 111, 114, 142.

‚spannende‘ oder einfach ‚relevante‘ Wissen handeln. Diese Vielfalt normativer Bezüge ist außerordentlich wichtig, denn weil Lebensformen sozial und kollektiv sind, besteht „Kooperationserwartung“ und somit auch ein „normativer Erwartungsdruck“. ²² Die Frage ist jedoch stets: im Blick auf welche Normen und vor allem im Blick auf welche Cluster und Hierarchien von Normen?

Aus praxeologischer Perspektive ist Literaturwissenschaft ein eminent multi-normatives Unternehmen. Sie setzt unterschiedliche Praktiken in unterschiedlichen Kombinationen ein, und sie produziert dadurch insbesondere eine Fülle sehr unterschiedlicher Textsorten, die wiederum in sich generisch multipel strukturiert sind. Sowohl die einzelnen Praktiken als auch ihre Position im Forschungsprozess wecken unterschiedliche Normerwartungen. Wenn man dann die wissenschaftliche Lebensform als Kombination von Forschungs-, Lehr- und (Selbst-)Verwaltungspraktiken im Spannungsfeld von Wissenschaft, Erziehung und Kunst, also aus Perspektive von Funktionen *und* Leistungen, rekonstruiert, ²³ wird alles noch einmal komplizierter. Tut man dies nicht, macht man es sich zu einfach.

Mit anderen Worten: Literaturwissenschaftler können in überwältigend vielen Hinsichten erfolgreich sein oder scheitern, sich als kompetent oder inkompetent erweisen. Ihre Praxis ist vor dem Hintergrund unterschiedlicher Normen evaluierbar und kritisierbar. ²⁴ Dies fällt insbesondere in jenen Fällen auf, wo Teile der *scientific community* akzeptieren, dass mangelnde Sachkenntnis („falsche“ Aussagen) durch ein gutes Gespür für ‚fruchtbare‘ Fragen oder ‚bahnbrechende‘ Thesen ausgeglichen werden kann. Eine Pointe an diesem Reichtum evaluativer Maßstäbe ist, dass sie sich unterschiedlich hierarchisieren und bündeln lassen – vielleicht drehen sich viele literaturwissenschaftliche Debatten weniger um ‚Sachfragen‘ als vielmehr um die unterschiedliche Akzentuierung und Ordnung eines Normengefüges. Ein zweite Pointe besteht darin, dass die Entwicklungsdynamik von Lebensformen sich nicht so erklären lässt, dass ihre historisch spezifischen Ausprägungen einem Prozess der Falsifikation unterworfen werden, sondern dass sie sich ‚überleben‘. ²⁵ Dafür lassen sich Gründe benennen wie veränderte soziale oder mediale Interessenlagen, aber man kann etwa für die

²² Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 78.

²³ Auch dazu Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 23f.: Man kann „Lebensformen“ im Blick auf ihre Leistungsperspektive befragen, im Blick auf das, was sie für die sozialen Ordnung insgesamt erbringen, aber auch im Blick auf das, was sie sich selbst vornehmen; aus dieser Perspektive können dann insbesondere ökonomische Kriterien für unangemessen oder unpassend erklärt werden.

²⁴ Vgl. dazu etwa die diversen Normen, die Jaeggi ins Spiel bringt: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 9, 23, 27–29, 29, 82, 111, 114 ff.

²⁵ Jaeggi: Kritik von Lebensformen, S. 60, 83 f.

Konjunktur von Forschungsfeldern im Rahmen literaturwissenschaftlicher Lebensformen häufig nicht sagen, dass diese sich als ‚falsch‘ oder ‚unwahr‘ erwiesen haben. Vielmehr verblasst das Interesse an ihnen aus Gründen, die nicht immer leicht einsichtig sind.

3 Kritik der Krise: Uneinheitlichkeit des Fachs „after theory“

Das Exposé zur „Literatur/Wissenschaft“-Tagung hat einige typische Elemente des germanistischen Krisendiskurses eindrücklich zusammengefasst. Ich will vor dem Hintergrund der Skizze zu einer literaturwissenschaftlichen Praxeologie zwei davon kommentieren. Die erste Diagnose betrifft die Uneinheitlichkeit eines Fachs, in dem die „früher nacheinander folgenden ‚Paradigmen‘ [...] heute – wenn überhaupt – nebeneinander angeordnet“ sind, wodurch die Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit elementar gestört sei.²⁶

Nun könnte entgegnet werden, dass auch historisch die ‚Paradigmen‘ nicht einfach aufeinander folgten, wenn man etwa an die Kontroverse um Lachmann während des „Nibelungenstreits“ im 19. Jahrhundert denkt. Bereits damals reagierte Wilhelm Scherer mit der Forderung, angesichts der fundamentalen Kontroversen bedürfe es einer vertieften wissenschaftstheoretischen Reflexion. 1876 bemerkte er in seiner Rezension der *Kleineren Schriften* Lachmanns in den *Preußischen Jahrbüchern*:

[...] ich kann mir nicht denken, daß alles in Ordnung ist, wenn über einen Gelehrten, wie Lachmann, die Ansichten so weit auseinandergehen, daß er von der einen Seite als Begründer der altdeutschen Textkritik und Metrik verehrt wird, dessen Editionen als schwer erreichbare Muster gelten, während ihm die andere Seite auf allen wesentlichen Punkten Irrthümer, Willkür, falsche Methode und falsche Resultate nachweisen zu können glaubt. Wenn ein solcher Streit unentschieden schwebt, so muß die Entscheidung wohl auf einem Gebiete liegen, das man noch nicht betreten hat, und das auch mit der gewöhnlichen Routine gar nicht zu erreichen ist.²⁷

²⁶ Erhart: Editorial (Anm. 5), S. 150.

²⁷ Zit. nach Rainer Kolk: Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Jürgen Fohrmann / Wilhelm Voßkamp (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart / Weimar: Metzler 1994, S. 48–114, S. 100.

Aus einer praxeologischen Perspektive erscheint selbst ein relativ hohes Maß an methodischer, theoretischer und gegenständlicher Heterogenität nicht unbedingt besorgniserregend. Es könnte sogar durchaus normal sein, dass ein Fach oder eine Disziplin in Form des Nebeneinanders verschiedener Positionen existiert und dann auch über die Disziplinen- und Wissenschaftsgrenzen hinaus gleichsam ausfranst. Es empfiehlt sich zur Enttäuschungsvermeidung, die Homogenitätserwartung generell nach unten zu schrauben. Die Literaturwissenschaft erscheint dann als Bündel von Arbeitseinheiten, die sich um bestimmte epistemische Dinge herum gruppieren, wie dies Hans-Jörg Rheinberger zufolge für die experimentellen Naturwissenschaften, mithin gerade auch für die ‚harten‘ Wissenschaften gilt.

Wenig besorgniserregend wirkt disziplinäre Heterogenität auf die Praxeologie deswegen, weil sie die Einheit einer Disziplin weniger in den diversen Theorien oder Methoden oder in der Fülle unterschiedlicher ‚Gegenstände‘ sucht, als in den Praktiken und einer erstaunlich „unerschütterliche[n] Praxis“.²⁸ Für die Germanistik liegen noch keine Vorschläge vor, wie die basalen Elemente einer relativ robusten Praxis beschaffen sein könnten, aber immerhin einige wenige Untersuchungen, die auf deren Existenz verweisen:

So konnte beispielsweise stichprobenartig gezeigt werden, dass zwar der Stellenwert von Autorkonzepten in der Literaturwissenschaft hoch umstritten ist, dass dies aber die Interpretationspraxis und den Zuschnitt von epistemischen Dingen nur marginal tangiert. Literaturwissenschaftler, die ‚theoretisch‘ den ‚Tod des Autors‘ favorisieren, rekurren bei der Analyse literarischer Texte auf den Autor als eine zentrale Orientierungsgröße und definieren darüber auch die Grenzen des Untersuchungsgegenstandes; sie tradieren mithin all jene Textumgangsformen, die sich um die Autorfunktion herum gruppieren.²⁹ Ähnlich besteht zwar ‚theoretisch‘ Konsens darüber, dass man von einem erweiterten Literaturbegriff ausgehen und dass der literarische Höhenkamm bildungsbürgerlicher Provenienz die Aufmerksamkeit nicht limitieren sollte, faktisch aber dominieren die großen Namen und großen Texte das germanistische Alltagsgeschäft.³⁰

28 Lorraine Daston: Die unerschütterliche Praxis. In: Rainer Maria Kiesow / Dieter Simon (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt/M. / New York: Campus 2000, S. 13–25.

29 Simone Winko: Autor-Funktionen. Zur argumentativen Verwendung von Autorkonzepten in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Interpretationspraxis. In: Heinrich Detering (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. Stuttgart / Weimar: Metzler 2002, S. 334–354; Markus Willand: Autorfunktionen in literaturwissenschaftlicher Theorie und interpretativer Praxis. Eine Gegenüberstellung. In: *Journal of Literary Theory* 5 (2011), S. 279–302.

30 Simone Winko / Fotis Jannidis / Gerhard Lauer: Geschichte und Emphase. Zur Theorie und Praxis des erweiterten Literaturbegriffs. In: Jörn Gottschalk / Tilmann Köppe (Hg.): Was ist Literatur? Basistexte Literaturtheorie. Paderborn: mentis 2006, S. 123–154.

Mit anderen Worten: Gewohnheiten, auch und gerade schlechte, holen uns schnell ein; man fällt leicht in sie zurück.³¹

Dies führt zur zweiten Krisendiagnose: Das Tagungsexposé beschreibt die Situation der germanistischen Literaturwissenschaft in kritischer Absicht mit dem Schlagwort „after theory“. Weil „die wissenschaftstheoretische Basis der disziplinären Aktivität“ als „essentiell für jede Standortbestimmung der philologisch-historischen Wissenschaften“ erklärt wird, deutet die Irrelevanz der Wissenschaftstheorie für das literaturwissenschaftliche „Tun“ sowie die mangelnde Reflexion der „Grundlagen“ auf die latente Unwissenschaftlichkeit der Germanistik hin. Dies rückt dann auch die Praxeologie in ein schlechtes Licht, weil deren Beobachtung „institutioneller und epistemischer Praktiken“ primär als skeptisches Unternehmen wahrgenommen wird.³² Eigentlich aber versucht die Praxeologie zunächst den rekonstruktiven Aufwand zu erhöhen und sich (zunächst) mit Vorschriften zurückzuhalten. Ebenso wenig distanziert sie sich von der Theoriearbeit, sondern versucht vielmehr ein alternatives Set von (Wissenschafts-)Theorien ins Spiel zu bringen.

Wenn sich die Praxeologie distanziert zur Theorie verhält, dann insofern, als sie die Enttäuschung über die Folgenlosigkeit der Wissenschaftstheorie für die Wissenschaftspraxis nicht teilt bzw. die implizierte Unterscheidung so nicht trifft. Man könnte stattdessen mit Gilbert Ryle auch Theoretisieren als eine Praxis oder Praktik begreifen.³³ Theoriepraktiken koexistieren aus dieser Perspektive mit Praktiken z. B. der Textanalyse oder Interpretation, sie beziehen sich darauf in vielfältiger Hinsicht, aber beide Praxen erweisen sich in gewisser Hinsicht als relativ geschlossen (das gilt selbst für Vorläufer-Diskurse wie die Rhetorik, bei der man schon lange und in den letzten Jahren intensiv die „Spielräume“ der Rede- oder Dichtungspraxis gegenüber der Theoriepraxis zur Geltung gebracht hat).³⁴ ‚Theorie‘ und ‚Praxis‘ verhalten sich insofern nicht hierarchisch zueinander; und selbst als Praxis rangiert ‚Theoretisieren‘ nicht einfach höher als andere Praktiken. Vielmehr wäre empirisch zunächst zu klären, was von wem als ‚Theorie‘ akzeptiert wird; wann, aus welchen Gründen, mit welchen Absichten, Funktions-

31 Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 123.

32 Erhart: Editorial (Anm. 5), S. 149.

33 Gilbert Ryle: Der Begriff des Geistes. Stuttgart: Reclam 1992, S. 28.

34 Wilfried Barner: Spielräume. Was Poetik und Rhetorik nicht lehren. In: Hartmut Laufhütte (Hg.): Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Bd. 1. Wiesbaden: Harrassowitz 2000, S. 33–67; Jörg Wesche: Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit. Tübingen: Niemeyer 2004; Stefanie Stockhorst: Reformpoetik. Kodifizierte Genustheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten. Tübingen: Niemeyer 2008.

und Leistungsvisionen sich ein Fach (oder eine ‚Arbeitseinheit‘) dazu berufen fühlt, ‚Theorie‘ zu betreiben oder zu fordern; wie ‚Theoretisieren‘ mit anderen Praktiken verkoppelt wird, sich also ins Ensemble und in die Serien von Praktiken fügt.

Es ist aus dieser Perspektive instruktiv, dass das Tagungsexposé in seiner Theorie- und Methodenreflexion den mangelnden Bezug von Theorie und Praxis beklagt hat, dann aber im Anschluss an Andreas Kablitz konzediert, dass sich die „Auslegung von literarischen Texten nicht theoretisch präjudizieren“ lasse.³⁵ Kablitz’ Aufsatz ist für die Praxeologie insofern einschlägig, als er fordert, „Theorie der Literatur“ und „Praxis der Textinterpretation [...] strikt voneinander zu trennen“. Er diagnostiziert das serielle, koexistierende, relativ kurzlebige und konkurrierende Auftreten von Theorieparadigmen, das sich nicht als „Strategie zur Problemlösung für vorhandene Ansätze begreifen lässt“, sondern sich eher „kontingenten“, „externen Impulsen“ verdankt. Er stellt zudem fest, dass die Hermeneutik zwar theoretisch „verdrängt“ wurde, aber in der Deutungspraxis stets wiederkehre. Und er entwickelt die These, dass sich die „Angemessenheit“ von Interpretationen nur „operational“, also praktisch und im Vollzug, nicht aber „theoretisch“ absichern lasse.³⁶

Mit anderen Worten: Man kann nach der disziplinspezifischen Funktion von Theoriepraktiken fragen; und man kann nach Leistung von Theoriepraktiken für Interpretationspraktiken und umgekehrt suchen. Es scheint, als wiederholten sich die Ausdifferenzierungen, denen sich die Wissenschaft als eigenständiges Funktionssystem verdankt, nicht nur im Wissenschaftssystem bei der Ausbildung von Disziplinen noch einmal systemintern,³⁷ sondern auch disziplinenintern: In einer ausdifferenzierten Disziplin reproduziert sich die Doppelperspektive von Funktion und Leistung innerhalb eines Fachs z. B. im Blick auf unterschiedliche Zusammenhänge von Praktiken, die ihre Bedeutung für sich selbst haben, aber auch von anderen Praktiken in Anspruch genommen werden oder selbst den Anspruch erheben, für andere Praktiken relevant oder sogar richtungsweisend zu sein – der ausufernde Bereich der Narratologie wäre dafür ein gutes Beispiel. Von hier aus ergibt sich eine erste Richtung für die Antwort auf die Frage, wie man die Leistungsperspektive der Literaturwissenschaft nicht konzipieren sollte, nämlich als direktes Anweisungsverhältnis, das meist mit einem Instruktionsoptimismus verknüpft wird, der unvermeidlich enttäuscht werden muss. Stattdessen könnte

³⁵ Erhart: Editorial (Anm. 5), S. 154.

³⁶ Andreas Kablitz: Theorie der Literatur und Kunst der Interpretation. Zu einigen Blindstellen literaturwissenschaftlicher Theoriebildung. In: *Poetica* 41/3–4 (2009), S. 219–232, S. 219f., 226.

³⁷ Rudolf Stichweh: Differenzierung der Wissenschaft. In: R.S.: *Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, S. 15–51, z. B. S. 21 f.

man Niklas Luhmann folgen, der dazu rät, sich an eine „Theorieperspektive“ „zu gewöhnen“, um dann am „Ertrag“ zu sehen, „ob es sich lohnt“.³⁸ Insofern benötigen wir nicht unbedingt neue, neuere oder neueste Theorien, sondern vielleicht eher eine Form des Theoretisierens, die bereits existierende Theorien ins Spiel bringt, die darüber nachdenkt, wie diese Theorien so dargestellt werden können, dass sie abfärben und ausstrahlen, dass mithin die Praktiken und die Praxis des Theoretisierens auf andere Praktiken der Literaturwissenschaft stärker wirken und dort interessante, fruchtbare, hilfreiche, produktive Effekte und Wirkungen haben. Es geht – mit Jürgen Fohrmann formuliert – um die interne „Adaptivität“ von Theorien.³⁹

Eine solche Perspektive legt im Übrigen nahe, bereits innerhalb der literaturwissenschaftlichen Praxis Haltungen einzuüben, die die Leistungsperspektive – auch beim Theoretisieren – nicht aus dem Blick verlieren. Vor allem aber: Weder lässt sich disziplinenintern einfach vom Unterschied zwischen ‚Theorie‘ und ‚Praxis‘ ausgehen, noch verhält sich die Literaturwissenschaft zu ihren privilegierten Umwelten in Form von ‚Theorie‘ zur ‚Praxis‘. Die Praxis der Literaturwissenschaft findet sich nicht außerhalb ihrer selbst, wie etwa ‚Praxisseminare‘ oder ‚Praxismodule‘ suggerieren. Die Literaturwissenschaft ist Praxis. Sie muss keinen Praxisbezug oder keine Praxisnähe herstellen; sie kann aber – im Sinn von Fohrmann – die soziale Adaptivität ihrer Praxis und ihrer Praktiken in anderen Praxen reflektieren und vielleicht sogar erhöhen. Dies bedeutet leider keine Erleichterung der Aufgaben, sondern dient eher der angemessenen Reflexion der Herausforderungen, um zu große Erwartungen und entsprechende Enttäuschungen zu vermeiden. Wenn es nämlich ‚nur‘ um die anweisende Vermittlung von Theorie und Praxis ginge, wären die Herausforderungen vielleicht gar nicht so groß. Weil es aber um die Vermittlung unterschiedlicher Praxen geht (mit ihrem Sozialisations- und Gewohnheitscharakter, also mit ihrer ‚Trägheit‘ und ‚Tiefe‘), bestehen sehr viel höhere Übertragungsbarrieren.

4 Wandernde Praktiken?

In einem skalierbaren Modell wissenschaftlicher Praxis könnte man davon ausgehen, dass es zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer Kultur so etwas wie eine wissenschaftliche Lebensform gibt, die sich dann interdisziplinär, disziplinär und

38 So im Blick auf die eigene systemtheoretische Perspektive Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, S. 846.

39 So im Anschluss an Jürgen Fohrmanns Vortrag zur „Literatur/Wissenschaft“-Tagung. Vgl. in diesem Heft S. 166.

intradisziplinär weiter differenziert.⁴⁰ Aufgrund des multisystemischen Charakters der Literaturwissenschaft könnte man weiterhin erwarten, dass Literaturwissenschaftler an mehreren auch nicht-wissenschaftlichen Lebensformen teilhaben oder sich zumindest darauf beziehen und dass dabei typische Praktiken des Wissenstransfers zur Geltung kommen: beobachten, aufzeichnen, speichern; problematisieren, kombinieren, variieren; prüfen, schreiben, publizieren; rezipieren, diskutieren, polemisieren.⁴¹

„Ausgaben“ von ‚Literatur‘, auf die sich die Literaturwissenschaft bezieht und als epistemisches Ding codiert, könnte man dabei als „boundary objects“⁴² beschreiben, die in einer komplizierten disziplinären Ökologie verwaltet werden. Dabei gilt, und zwar nicht nur für die Germanistik:

Most scientific work is conducted by extremely diverse groups of actors – researchers from different disciplines, amateurs and professionals, [...] functionaries and visionaries. Simply put, scientific work is heterogeneous. At the same time, science requires cooperation – to create common understandings, to ensure reliability across domains and to gather information which retains its integrity across time, space and local contingencies. [...] we find that scientific work neither loses its internal diversity nor is consequently retarded by lack of consensus. Consensus is not necessary for cooperation nor for the successful conduct of work.⁴³

Auch für diesen Befund bietet es sich an, Wissenschaft als Lebensform aufzufassen, denn Lebensformen sind insbesondere insofern dynamisch, als sie „keine geschlossenen und umfassend integrierten Ganzheiten“ ausbilden. In ihnen können einzelne Praktiken akzentuiert, vernachlässigt, umgewichtet, neukonstituiert, weggelassen oder ausgetauscht werden, so dass sich eine Lebensform ändert oder in sich differenziert, ohne eine ganz andere zu werden bzw. zu enden.

40 In diese Richtung könnte man einige Hinweise von Jaeggi deuten: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 89–91.

41 So der Vorschlag zur Ordnung des Felds in Jan Behrs / Benjamin Gittel / Ralf Klausnitzer: Wissenstransfer. Konditionen, Praktiken, Verlaufsformen der Weitergabe von Erkenntnis. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion. Frankfurt/M.: Peter Lang 2014, S. 77–117.

42 Zur Bestimmung s. Susan Leigh Star / James R. Griesemer: Institutional Ecology, ‚Translations‘ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. In: *Social Studies of Science* 19 (1989), S. 387–420, S. 393. Darauf bezieht sich Mary S. Morgan leider nur nebenbei in ihrem Einleitungsbeitrag zu: Peter Howlett / Mary S. Morgan (Hg.): *How Well Do Facts Travel? The Dissemination of Reliable Knowledge*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2011, S. 3–39, S. 31.

43 Star / Griesemer: Institutional Ecology, ‚Translations‘ and Boundary Objects (Anm. 42), S. 387f.

Ein Beispiel dafür bietet der Zusammenhang von Forschung, Lehre und Verwaltung sowie die damit jeweils verbundene Öffentlichkeitsarbeit, die von Literaturwissenschaftlern sehr unterschiedlich akzentuiert und in ihr akademisches Lebensmodell eingebaut werden. Zumal im Rahmen der Exzellenzinitiative wurden durch ‚Freistellungen‘ problematische Monopolisierungen von Praktiken befördert, bei der man sich fragen darf, ob das „Trägheitsmoment“ der Praxis noch als Widerlager funktioniert, um die typischen „Ensembles“, „Bündel“ oder „Abfolgen“ bzw. den disziplinspezifischen Zusammenhang von Praktiken gewohnheitsmäßig zu verankern.⁴⁴ Die Klage von Kollegen etwa, die lange nicht mehr gefordert waren, ihre Forschung mit Lehre und Verwaltung abzugleichen, stimmt skeptisch.

Entscheidend ist an dieser Stelle, dass Praktiken als Teil einer Praxis nicht isoliert auftreten. Ein gutes Beispiel dafür liefern Kornelia Engert und Björn Krey, die im Rahmen einer Arbeitsplatzstudie den Zusammenhang von Lesen und Schreiben bei der Arbeit an wissenschaftlichen Texten untersucht haben.⁴⁵ Dies lässt sich vor allem als Hinweis auf die prinzipielle Einbettung von Praktiken verstehen: Jede einzelne Tätigkeit könnte in unübersehbar vielen Zusammenhängen beobachtet werden; man sieht einer isolierten Aktivität nicht an, ob und inwiefern man sie sinnvoll als Praktik qualifizieren kann. Diese Deutung ergibt sich nur im Zusammenhang von Praktiken, mithin im Kontext einer Praxis bzw. durch die voraussetzungsvollen Zuordnung zu einer Praxis.

Abstrakt bedeutet dies, dass „die Herstellung des akademischen Selbst in Relation zu den kommunikativen Anderen“ dadurch bewerkstelligt wird, dass Personen „die Perspektiven kommunikativer Anderer in das eigene Tun miteinbeziehen“.⁴⁶ Konkret lässt sich an Arbeitsabläufen zeigen, dass z. B. die Schreibpraxis geprägt ist von Vor- und Rückgriffen, von Widerständen, immer neuen Unterbrechungen, permanenten Umformulierungen, vielfachen Anläufen usw. Auf diese Weise findet eine ständige Selbstevaluierung statt im Blick auf das, was schon geleistet wurde, aber auch im Blick auf die Zukunft, die dadurch – etwa in Form von Stichworten, Fragen, Notizen usw. – eröffnet wird. Durch den allmählichen Ausschluss von Formulierungsalternativen profiliert sich allmählich ein „epistemisches Ding“, das nicht einfach aufgeschrieben, sondern „permanent ausprobiert, überprüft, überarbeitet und re-konzeptionalisiert“ wird, so dass ein

⁴⁴ Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 95–97, 118 ff.

⁴⁵ Kornelia Engert / Björn Krey: Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. In: Zeitschrift für Soziologie 42 (2013), S. 366–384.

⁴⁶ Engert / Krey: Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen (Anm. 45), S. 381.

Forschungsgegenstand „im wechselseitigen ‚role taking‘ aus Schreiben und Lesen hervorgebracht“ wird.⁴⁷

Man kann daraus schließen, dass sich Praktiken in Zusammenhänge von Praktiken fügen, die sich als mehr oder weniger geschlossene Praxen deuten lassen und ihrerseits in weitere Praxiszusammenhänge eingelassen sind:

[...] einzelne soziale Praktiken haben also *Voraussetzungen* in anderen Praktiken, und sie bieten *Anschlüsse* für weitere Praktiken. Praktiken sind somit vernetzt mit vielfältigen anderen Praktiken und Einstellungen, in deren Zusammenhang sie ihre spezifische Funktion und Bedeutung erst gewinnen. Es sind solche Zusammenhänge und Kontexte, die man *Lebensformen* nennen kann.⁴⁸

Dies bedeutet auch, dass sich in einer Praxis „praktisch-inferentielle[] Verpflichtungen“ ergeben: „Praktiken implizieren einen Anschluss an bestimmte andere Praktiken und machen umgekehrt andere Anschlüsse unmöglich. Praktiken sind dann nicht beliebig miteinander kombinierbar“.⁴⁹ Und – so kann man hinzufügen – sie sind nicht beliebig transferierbar. Welche Konsequenzen hat dies für die Vorstellung einer „praktischen Ausbildung“, die der Literaturwissenschaft hinzu addiert werden muss? Meine Vermutung ist, dass sich Praxen aufgrund ihres tendenziell holistischen Charakters nicht übertragen lassen und dass daher Praxiskonflikte normal, vielleicht sogar erkenntnisfördernd sind, weil man dabei – richtig gewendet – etwas über die komplexe Leistungsfähigkeit und über die Grenzen einer Praxis herausfindet, die sonst gewohnheitsmäßig und routiniert abläuft.

Für eine Welt, die auf Flexibilität, Positionswechsel und ständige Veränderung abonniert ist, dürfte dieser Erkenntnisgewinn scheiternden Praxistransfers freilich nur ein schwacher Trost sein. Ein Vorschlag könnte daher lauten, sich statt auf Praxen auf „wandernde Praktiken“ zu konzentrieren.⁵⁰ Dies löst freilich nicht die konzeptionellen Probleme, die man sich praxistheoretisch einhandelt, wenn sich die „Sachhaltigkeit“ und Angemessenheit von Praktiken nur im Rah-

⁴⁷ Engert / Krey: Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen (Anm. 45), S. 370, 372, 374 (Zitat).

⁴⁸ Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 103.

⁴⁹ Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 115.

⁵⁰ Die Formulierung lehnt sich eher zufällig an Mieke Bals „travelling concepts“ an (Travelling Concepts. A Rough Guide. Toronto u. a.: University of Toronto Press 2002). Dennoch ergeben sich ähnliche Perspektiven: Bal fokussiert nicht ganze Theorien, sondern partielle „Konzepte“. ‚Reisen‘ können demnach insbesondere Theoriebestandteile. Anders als Bal, die Interdisziplinarität enthusiastisch beobachtet, geht es mir eher um die Reisehindernisse. Zu Bals Ansatz vgl. Ute Frietsch: Travelling Concepts. In: Ute Frietsch / Jörg Rogge (Hg.): Über die Praxis kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch. Bielefeld: transcript 2013, S. 393–398.

men einer Praxis einstellt und es „Dinge“ nur in einem „Problemlösungszusammenhang“ gibt.⁵¹ Selbst wann man also Praktiken einer anderen Praxis einführen will, muss man mit vermitteln, dass sie „*als etwas*“ und „*als zu etwas gut*“ verstanden und aufgefasst werden sollen, dass sie „*zueinander*“ und „*zu uns*“ passen müssen,⁵² also immer auch Identitäten und Selbstverständnisse einer Praxis implizieren.

Um es sehr vorläufig zu illustrieren: In einem universitären Literaturkritik-Seminar, das sich auf den Typus konventioneller Formen der Buchrezension in überregionalen Printmedien konzentriert, lassen sich einige Kompetenzen verhältnismäßig leicht vermitteln, z. B. eine gängige, flotte Schreibe. Interessante Spannungen entstehen daraus, dass Studierende – statistisch gesehen – keine Zeitungs- und auch keine Buchleser sind, dass sich ihnen also der feuilletontypische Zusammenhang des lesenden Schreibens und schreibenden Lesens nur unzulänglich erschließt. Daraus ergibt sich ein Problem, das ich nur schwer explizieren kann, das sich aber mit der Erfahrung von Kollegen durchaus deckt: Die Rezensionen sind nicht schlecht, aber in gewisser Hinsicht nehmen sie Literatur nicht in der richtigen Art und Weise wichtig; sie zeugen nicht davon, dass sich eine Person die „kollektive Intentionalität“ einer bestimmten journalistischen Praxis angeeignet hat. Wie also lässt sich an der Universität vermitteln, dass der Literaturkritiker ein „Kollektivwesen“ ist⁵³ und dass die Studierenden sich daher als virtuelle Kollegen von Feuilletonredakteuren begreifen und an entsprechenden Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit teilhaben sollten? Wie lassen sich die Anbahnungs-, Anschluss- und Begleitpraktiken des ‚guten‘ literaturkritischen Schreibens mit vermitteln?

Ähnlich verhält es sich möglicherweise mit der Verlagspraxis. Thedel von Wallmoden hat in seinem Vortrag zur „Literatur/Wissenschaft“-Tagung unter anderem darauf hingewiesen, was Verlage für die Wissenschaft alles tun – wiederum in alphabetischer Reihenfolge: dass sie Wissen auratisieren, bewahren, bewerben, darstellen, durchsetzen, gruppieren, motivieren, rubrizieren, sichern, profilieren, vermarkten, vermitteln, zugänglich-halten usw. Bisweilen lektorieren sie sogar noch die Texte, die ihnen zur Verfügung gestellt werden, und nicht selten dürfte dies zu den Aufgaben von Personen zählen, die eine literaturwissenschaftliche Ausbildung hinter sich gebracht haben. An dieser Stelle kommt es gelegentlich zu einem aufschlussreichen Konflikt: Es gibt hervorragende Lektoren, die aus der Literaturwissenschaft in den Verlag exportiert wurden, die sich

51 Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 117 f.

52 Jaeggi: Kritik von Lebensformen (Anm. 13), S. 108, 114.

53 So Lothar Müller in seinem Beitrag zur Bielefelder Tagung.

jedoch den Praktiken des ‚Buch-Machens‘ (Konzepte für ein Buch mit potentiellen Autoren entwickeln, Bücher akquirieren usw.) verweigern und bisweilen die Position eines ‚freien‘ Lektors vorziehen, der sich eher auf die rezeptive Seite des Textumgangs zurückzieht. Es scheint, als führe die literaturwissenschaftliche Sozialisation zu Teilerfolgen in einer anderen Praxis, so dass ein bestimmtes Set literaturwissenschaftlicher Praktiken mehr oder weniger widerstandslos wandern kann, und zwar im Blick auf die Rezeption und Kritik von Texten. Aber die auf diese Weise kompetenten Personen hegen (in manchen Fällen!) zugleich eine Aversion gegen das Machen und Erfinden von Texten. Insofern kann man auf die Robustheit und tiefe Trägheit der einen Praxis gegenüber einer anderen Praxis schließen, denn für Literaturwissenschaftler sind die Texte anderer (insbesondere wenn es sich um Quellen handelt) immer schon da.